

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 18

Artikel: Vom Danken
Autor: E.Br.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und den Umgang mit den Menschen notwendig ist, daß jedes gesprochene Wort auf den Instrumenten des Charakters einen Ton angibt; denn das Zeitalter war streng, männlich und kriegerisch, und „Helden“ verstanden Waffen zu führen und nicht den Gang durch das eigene Ich und das andere Du.

Als Eveline älter wurde und über alle ihre ungezählten Schicksalsschläge sich hinweggefunden hatte und noch immer jeden Morgen ihren fröhlichen Sinn vorfand, geschah es, daß sie einmal mit ihrem Sohn, der nun ein verständiger Mann geworden war, auf ihr inneres Haus zu sprechen kam, auf ihre Jugendzeit und wie sich damals der Gang zur Nachdenklichkeit und der steten Prüfung der menschlichen Beziehungen ausgebildet hätte, und die Erinnerung schloß mit der Frage, ob denn auch heute die Menschen nicht verstanden, daß es

genug der Erfindungen gebe und es nun endlich das Allernotwendigste sei, daß sich Mensch zu Mensch zu kontrollieren begänne, um alle Streitigkeiten zu vermeiden.

Der Sohn Evelines betrachtete die Mutter lange gerührt, und dann sagte er mit einem leisen, weisen Lächeln:

„Mutter, begreifst du denn nicht ... es ist noch zu früh. Vielleicht, daß man in einem Jahrhundert so weit sein wird und es keine Streitigkeiten mehr gibt.“

Eveline nickte. Vor sich hatte sie ein Buch, darin sie seit langem las. Manches verstand sie blickartig, anderes blieb ihr unverständlich; denn es standen Worte da für jene innern Begriffe, die sie so gut kannte, und sie erzählten alle von der Kultur des menschlichen Charakters.

Vom Danken

Es gilt entschieden nicht mehr als modern, zu danken, obwohl rechte Eltern den Kindern immer noch beibringen, daß sie für alles, was sie erhalten, schön „Danke“ sagen müssen. Recht schwer ist es zuweilen, zu erraten, ob eine Bekannte unsern Brief erhalten hat, weil sie den Empfang in dem Antwortschreiben nicht erwähnt. Warum soll sie danken? So etwas tut man heute nicht mehr, man steht über einem alten Jopf. Ebenso ist es nicht möglich, zu erfahren, ob der kleine Frühlingsgruß, den man übergeben ließ, sein Ziel erreicht hat. Auch dafür dankt man nicht mehr. Danken ist nicht modern. Ein paar Blümchen sind ja nicht der Rede wert. Oder ist die Gesinnung des Dankens so selbstverständlich, daß man des äußern Ausdrucks nicht mehr zu bedürfen glaubt?

Wir wollen vorerst nicht auf die möglichen Hintergründe dieses weit verbreiteten Verhaltens eintreten, sondern schlicht unserm Staunen, unserm Glauben, daß etwas daran nicht in Ordnung sei, Ausdruck geben. Wir haben das Gefühl, das Danken sei nie unmodern, sondern stets etwas ewig Neues, Schönes, das man nicht verlieren

oder preisgeben dürfe. Ob uns unser Gefühl täuscht? Wir glauben nicht.

Wem das Danken für jeden kleinsten Beweis freundlicher Hinnéigung, Hilfsbereitschaft Bedürfnis ist, ist sich über zwei Dinge klar bewußt: Erstens, daß alles Gute, das ihm widerfährt, auch nicht da sein könnte. Wenn es da ist, handelt es sich um eine nicht selbstverständliche Gabe, die des Dankes wert ist. Man weiß, was sie einem bedeutet. Es fällt uns heutigen Menschen nicht schwer, uns in Zustände bitterster Not hineinzuversetzen und die Möglichkeit, daß sie auch uns treffen könnten, mit in unser Leben hineinzunehmen. Wie ist ein Mensch, dem alles genommen wurde, arm daran. Ein Mundvoll Kartoffeln, ein warmes Tuch, aber nicht weniger ein gutes, teilnehmendes Wort sind ihm Gaben von unbezahlbarer Größe. Er dankt, dankt wieder, wollte am liebsten tausendmal danken und würde damit doch sein übervolles Gefühl immer noch nicht ganz zum Ausdruck gebracht haben. Vielleicht geht uns nie so wie in der Not der Sinn des Dankens auf. Und wir ahnen, daß Menschen, die nicht danken können, wahrscheinlich zu satt sind, um sich an

einem Wort oder einer Blume wirklich von ganzem Herzen freuen zu können. Wenn sie es täten, würde der Dank aus ihnen herausströmen, ohne daß sie wollten.

Das Zweite, was beim Danken eine Rolle spielt, ist das Verhältnis zu dem Menschen, der uns einen Liebesdienst erwiesen hat und dem wir gerne danken oder eben dies nicht für nötig halten. Wenn das Verhältnis im Zeichen kindlicher gegenseitig vertrauender Liebe steht, ist das Danken eine Selbstverständlichkeit. Man ist nicht nur dankbar für die Gabe. Man sieht dahinter das Herz des Menschen, das uns in schöner Liebe zugewandt ist. Und wir sind dankbar, daß wir nicht ganz allein und verlassen sind, daß wir einen Menschen kennen, dem wir etwas bedeuten und der uns etwas ist. Wieder ist dies ja so gar nicht selbstverständlich. Wir könnten ebensogut von allen verlassen sein und unser Dasein in furchtbarer Einsamkeit fristen müssen. Wir sind dankbar darüber, daß uns die bitterste Not der Einsamkeit erspart ist und etwas Schönes auf dem Wege steht. Wir sind weit davon entfernt, die kleine Gabe auf ihren materiellen Wert zu reduzieren. Oh, wie viel schöne Bande werden dadurch zerstört, daß man in der Gabe nicht mehr die Beweggründe der Seele, sondern nur noch nackte Zahlen zu sehen vermag! Indem wir für die kleine Gabe danken, bringen wir zum Ausdruck, daß wir um die Wärme, die uns die Liebe des Menschen spendet, froh und dankbar sind.

Wir freuen uns darüber, weil ohne sie unser Leben ein leidvollerer wäre.

Wer nicht danken kann, erlebt kaum diese Bezogenheit. Der Mensch hat nicht diese Bedeutung, man braucht ihn im Grunde nicht oder glaubt wenigstens nicht daran, daß er uns nötig ist. Man ist vielleicht von vielen umschwärmt, man hat keine Not. Es ist die Satttheit, die auch hier tiefe Dankbarkeit gar nicht aufkommen läßt. Wo das tiefe Erlebnis fehlt, daß jedes Wort und jede kleinste Sympathiebezeugung eine Gabe ist, macht sich allerlei Unkraut breit, das freilich nicht als solches erkannt und bekämpft wird. Vielleicht verfolgt man mit seinem Nichtdanken eine pädagogische Absicht. Der andere soll nicht zu dem Glauben, als sei man von Geschenken abhängig, verleitet werden. Oder man vermutet hinter seinem Schenken eine psychologisch nicht einwandfreie Haltung, die man nicht nähren will. Man sträubt sich dagegen, das Objekt einer gefühlsbesehten Geschenkeomanie zu werden. Es ließe sich noch so viel anführen, das dem Beschenkten nicht nur das gute Recht, sondern auch die Pflicht aufzuerlegen scheint, in reservierter Vornehmheit nicht zu danken.

Wir Menschen sind so unsäglich klug geworden. Doch haben wir mit dem Verlust der Unmittelbarkeit und Schlichtheit des Herzens nicht einen zu teuren Preis bezahlt? Wir sehnen uns zurück nach echter Liebe von Mensch zu Mensch, die sich des Dankens nicht schämt. Dr. E. Br.

Mondnacht

Maria Lutz-Gantenbein

Die Nacht ist wie ein Lied.
Durch schlummernde Gärten zieht
tagheller Mond.

Schimmerndes Licht auf Wiesen und Bäumen,
duftender Phlox und Spätrosen träumen,
ruhend in dir.

Silbernes Lied der Nacht.
Weit aus der Sterne Pracht
fällt dein Gesang.

Ueber die Wälder flutet und gleitet,
in dem Tale liegt ausgebreitet
wortlos dein Klang.